

Was insbesondere zur Lösung der sozialen Frage die Kirche in ihrem Raum tun kann und muß, das zeigt uns das N. T. mit der Diakonie. Den Weg ist Wichern gegangen als Gründer der Inneren Mission.

Vielleicht tragen diese Zeilen etwas dazu bei, klarzumachen, daß und inwiefern die Betätigung christlicher Verantwortlichkeit gegenüber der Welt und ihren Teilgebieten ein Treusein gegenüber dem ihr gewordenen Auftrag der Verkündigung bedeutet.

Vorstehendes hält sich an Luther, nach der Darstellung von Karl Holl, dem ich zum Teil auch im Ausdruck folge (Gesammelte Aufsätze zur R. G. I., 2. Auflage, S. 104 f.).

P. A. Bahn.

## Gratulamur!

Aus Befangenheit, ja Bannnis des Lesenden und Lauschenden dem dichterischen Wort gegenüber löst sich uns gar nicht so leicht die Zunge, selbst wenn wir nur einen Dank aussprechen und ein geburts-tägliches Glück „anwünschen“ wollen. Jahre des sprachlichen Verstummens zumal, dazu die Abgeschnittenheit vom heimischen Sprach- quell machten uns scheu, so daß es schon eines starken Anstoßes be- darf, um nur wieder von jener Kultur zu reden, der viele von uns ihr Bestes verdanken und deren Möglichkeiten wir heute, wo sie be- freit ist vom Odium des Politischen, ja selbst des Ökonomischen, für ganz besonders groß halten. Laßt uns doch den Namen der „Dichter und Denker“ nicht selbst entwürdigen, sondern verdienen! Wir wollen nimmer vergessen, daß wir der Griechen in all ihrer Vorbildlichkeit gedenken nicht um der spartanischen Krieger, noch um der athenischen Krämer willen, sondern wegen jenes geistigen Einflangs, der ihrer Kultur Seele und Kraft gab. Damit wollen wir uns nun nicht, wie einsichtige Schlagwortfresser meinen könnten, gar anmaßen eine Art Griechenrolle der Gegenwart zu spielen. Wir wollen bloß andeuten, daß wir im Widerspiel der mannigfaltigen Weltgegensätze dem Geist den Primat vor der Macht zuerkennen, ob sie sich nun blut- oder geldmäßig gebärde.

Wir sind naiv genug, das mögen uns die -isten der verschiedensten Lager zugute halten, dieses Geistes Wehen dort am stärksten zu ver- spüren, wo er mit seinem menschlichen Medium, der Sprache, am innigsten verknüpft ist, im Bereiche des Dichterischen also. Es gibt freilich heutzutage Menschen — und nicht wenige —, die des Glaubens sind, die Zeit dichterischer Welterfassung sei vorüber, sei abgelöst durch eine realistische Tatsachenschau; es gibt andere, die zum mindesten an der Möglichkeit dichterischer Formung unserer heutigen Disharmo- nien zweifeln. Schließlich gibt es solche, die einfach behaupten, die wesentlichen Menschen dichterischen Geblüts seien in unseren Tagen schreck- oder schicksalhaft verstummt, während andere versichern, die besten Werke der Jetztzeit lägen alle druckbereit in wohlgefüllten Schub- laden, einer künftigen, hörwilligen Leserschaft harrend. Dabei dürfen wir nur eines nicht vergessen: daß immerhin auch heute diejenigen

unter und mit uns leben, denen wir mindestens einmal das Prädikat des Dichterischen zuerkannt haben.

Wir wissen allerdings, daß unsere sensationslüsterne, Itatschgierige Zeit allzusehr am Biographisch-Persönlichen haftet, ohne oft den Wert des Werks richtig zu schätzen. Ist es daher nicht ganz beglückend, daß wir etwa von Person und Leben Homers außer märchenhaften Berichten rein gar nichts wissen? Und wer außer einem schnüffel-süchtigen Spießer sollte sich nicht freuen, daß es den schärfsten philo-logischen Konjekturen nicht geglückt ist, den wirklichen Dichter des Nibelungliedes ausfindig zu machen? Ist nicht das Geheimnis, das sich um Namen und Gestalt Wolfram von Eschenbachs spinnt, träch-tiger an Phantasie und innerer Bewegung als ein paar chronikhaft auf-gespießte Daten? Oder waren jene Examinatoren nicht vielleicht klug, die ihren Studenten einzelne Gedichte ohne Autorenangabe zur Ana-lyse vorlegten, damit nicht das vorgefaßte Bild oder die eingepaukte Formel die echte Beobachtung und die reine Aufnahmefähigkeit ver-drängen?

Ernst Benzoldt erzählt in der Zweimonatsschrift „Deutsche Beiträge“ (Heft 6, 1947) von einem geistreich-anregenden Gesellschaftsspiel, das jene Namenlosigkeit des Werkes auswertet und zugleich eine Brücke schlägt, zum Verfasser: „Wir haben zuweilen in Gesellschaft ein lite-rarisches Spiel gespielt, das ich der Nachahmung empfehle. Hinter einem Paravent sitzend, las jemand von einem Dichter, dessen Werke zum allgemeinen Bildungsgut gehörten, beispielsweise von Goethe, ohne den Verfasser zu nennen, zwei oder drei aus dem Zusammenhang genommene Sätze, natürlich möglichst unbekannte. Die Hörer hatten aus dem Stil den Urheber zu erraten, und es zeigte sich wunderbarer-weise, daß dies möglich war.“

Sollen wir dies lustvolle Rätselraten nicht anheben, sollen wir jenes edle Spiel nicht ein wenig betreiben, Spiel, so wie Schiller es meinte, den die Nuffig-Seriösen niemals verstehen? Mag sein, daß auch uns ein schmaler Steg hinüberträgt vom Dichterwort zu seinem Verkünder:

„Eines sag ich Dir noch und möchte Dir Mut in die Seele  
Gießen, o Freund, und Gefühl seltenen, hohen Geschicks.  
Sei es Dir denn ein gültig Wort und fröhliche Deutung,  
Dies: Wir lieben Dich, Freund, wie man Unsterbliche liebt.“

Von eben diesen Strophen sagt Oskar Janke in einem jüngst er-schienenen Aufsatz: „Wen immer es ergreift, im Gedicht dem Herzen eines Dichters zu begegnen oder zu vernehmen, wie unbezeichenbarer, ureigener Rhythmus die Form, den Satz, das Wort beschwingt, wer das Wunder nacherleben kann, das die Knospe zur Blüte entfaltet und eben diesen Moment im dichterischen Kunstwerk für allezeit stets von neuem nacherlebbar macht, der dürfte in der Elegie „Der Landbau“ zu seinem Recht kommen.“

Wenige unserer Leser werden ahnen, wer jene ans Klassische ge-mahnenden und dennoch persönlich warmen Verse geschrieben hat, deren



Formenstrenge und Gefühlsinnigkeit zu einem Ganzen verschmelzen. Wir danken dem gleichen Dichter noch Strophen wie diese:

„Denn über Dir zu jeder Frist  
stand, der da war und ist,  
war um Dich her, hielt unerkannt  
Dir unterm Fuß die Vaterhand,  
bis Du nach Hin- und Widerfahrt,  
reif wardst für seine Gegenwart.“

Das ist biblisch, schlichtweg gläubig. Form und Rhythmus und Person sind da und doch wie aufgesogen von einem Größeren. Aus der weltlichen Lyrik des Klassisch-Humanen, zu der sich noch das Heimatlich-Vaterländische gesellte, wächst in einfacher Schönheit die Altersweisheit geistlicher Dichtung. Es ist der Dichter, der Architekt war, der Freund Hoffmannsthals, der Übersetzer von Homer und Horaz samt vielen anderen, noch eben der Verdeutscher des modernen englischen Verkündigungsdramas „Der Mord im Münster“, es ist der Bremer, der heute am Chiemsee wohnt, der Shakespearekenner, der Vortragsreisende, der Kirchenliederdichter der Gegenwart, Rudolf Alexander Schröder. Ihm sei das erste „Gratulatur“ dargebracht zu seinem diesjährigen siebenzigsten Geburtstag.

Und hinter ihm, der als Feiernder das Jahr eröffnet hat, kommt ein ganzer Festzug anderer Dichter gezogen. Ein wahres Siebengestirn, eine Plejade des Geistes gilt es zu feiern. Wir können unser Ratespiel nicht fortsetzen, wir müssen sie gleich bei Namen nennen und ins Bild der Person das Werk bannen, um dessetwillen wir sie kennen und ehren. Wir sind keine Freunde wahlloser Geburtstagskottaus; aber es gibt Stationen im Leben, an denen man des ersten kreatürlichen Inblicktretens, des Wachstums und der Reise gedenken darf. Die früheste dieser Stationen, die schwäbisch-allzuschwäbische, der Entscheidungspunkt zwischen Reisen und Rosten, das ist der Vierziger, dem der amerikanische Soziologe W. B. Pitkin ein ganzes Buch gewidmet hat. Es ist ein schöner Zufall für mich Gratulanten, daß es gerade ein Schwabe ist, der in diesem Jahr die Vierzigerschwelle überschritt, der Gebersheimer Dichterpfarrer Albrecht Goetz.

Vom „Hirten“ zur „Herberge“ reichen seine lyrischen Werke, von Hölderlin zu Hesse seine heimatlichen Dichterahnen, Mörike nicht zu vergessen und Goethe, dazu die moztartischen Klänge. „Daß die Wurzeln des eigenen Lebens tief in das Erd- und Geistesreich des schwäbischen Humanismus hineinreichten, bekenne ich dankbar und mit Freuden,“ schreibt — könnte er anders? — der alte Seminarist und Stiffler, der Künstler des durchaus nicht kompromißlerischen, sondern schwäbisch-lebendigen Sowohl — als auch. Mit reinen Händen rettet er seine „Schwäbische Herzensreise“ aus dem Wust der Zeit, aber der tiefen Wunde aller Menschenseelen vermag auch er kein anderes Heil zu verheißen als das stillgläubige „Christo duce nihil triste“. Ein segnendes Wort freilich und keines des Verdammens!

„Die guten Gefährten“ nannte A. Goetz eines seiner Bücher. Nicht in der sogenannten „guten Gesellschaft“, sondern wahrlich unter

lauter guten Gefährten, ihm selber mannigfach Vertrauten schreitet er den geburtsstädtlichen Reigen. Oder hätte er nicht seine Prosa gefeilt an der fast untadeligen des Siebzigers Hans Carossa, hätte ihm der achtzigjährige Wilhelm Schäfer aus der breiten Wucht seiner Epik und dem Anekdotisch-Krausen nicht Kraft zugeführt? Ernst Wiechert, der Sechziger, August Winnig und Hermann Claudius mit je siebenzig Lebensjahren runden den Ring.

Hans Carossa war immer einer der Stillen im Lande, der mit der Kraft des Wassers unmerklich und unwiderstehlich überall eindrang. Dieser Arzt des Leibes und der Seelen hat schon im Motto seines „Rumänischen Tagebuches“ seinen Weg gezeichnet: „Rauhe das Licht aus dem Rachen der Schlange!“ Was ist sein neuestes italienisches Erinnerungsbuch anderes als ein solches Licht in der trüben Finsternis des zweiten Weltkriegs! Besonnene Würde liegt über Gestalt und Werk Carossas, in dem sich für den Systematiker befremdend, für den Dichtungsfreund erfreulich genug die Züge des Romantischen und des Klassischen geschwisterlich vereinen. In seinen Entwicklungsbüchern ist er sich selber zum Bild, anderen schon beinahe zum Urbild geworden. Seine Kunst des Maßes wirkt tröstlich in unserer geistigen Verwirrung, und einen solchen Trost verspüren wir in dem, was er unlängst einem Besucher mit auf den Weg gab: „Jeder von uns müsse mit noch mehr Hingabe und gesammeltem Ernst das zu schaffen trachten, was er früher getan, denn nur mit der Eigenart unserer Arbeit könnten wir Deutsche den natürlichen Anschluß an die Welt wiedergewinnen.“ Wir grüßen ihn aus der Enge der weiten Welt in die Geistesweite seiner bairischen Waldklause hinein!

Wilhelm Schäfer ist seinem Namen getreu schon stets ein rechter Hirte gewesen und ein Schulmeister im guten Sinn ist er geblieben, mag er auch den Lehrerskittel an den Nagel gehängt haben. Seinen Dichterberuf hat er ernst und schlicht genug dahin bestimmt: „daß die Kunst das Bedeutende einfach, nicht das Einfache bedeutend sagen müsse.“ So will er nicht den Genuß einer Elite raffinieren, sondern Brot bringen fürs ganze Volk. Wie ein Ranken guten Bauernbrots mutet einen darum auch seine Sprache an, nahrhaft und kernig. Man möchte den jungen Schülern von heute wohl wünschen, daß sie in ihren, manchmal recht merkwürdig aussehenden Lesebüchern der Rost Schäferscher Geschichten und Anekdoten nicht entbehren müßten!

Ernst Wiechert mag unter dem Anmaß der Geschehnisse zeitweise fast das Maß verloren haben; wir glauben darin ein Stück jener Verzweiflung zu sehen, die den leidenschaftlichen Lehrer packt, wenn er zum unzähligen Male das Scheitern seiner besten Erziehungsversuche, das gänzliche Unverstandensein erleben muß. Dem alten Comenius gehorsam wird er doch von neuem ansetzen; diese Unentwegtheit ist es ja gerade, die ihn zum Lehrer macht. So kann sich auch Wiechert gar nicht anders als wie ein verzweifelt Liebender abkehren von den Seinen, um sich ihnen wieder so zuzufehren, wie er es selber geschrieben hat:



„Und gib, daß es mir niemals fehlt  
an dem, wonach ihr Herz sich quält:  
ein bißchen Brot und viel Erbarmen.“

Ob Ernst Wiechert sich gern nach zeitlichem Menschenmaß gemessen in denselben Raum reihen läßt wie seine Dichtergefährten, das wissen wir nicht, denn er hat harte, zornige Worte über die Vertreter seiner Zunft gesprochen. Aber wir zweifeln nicht, daß er gesonnen ist, „die Liebe auszugraben unter den Trümmern des Hasses“ und daß er es ernst damit meint: „Laßt uns einen neuen Anfang setzen, laßt uns neu geboren werden und seid gewiß, daß niemand aus der Welt herausfällt, der nicht zuvor aus Gott herausgefallen wäre.“

Eine „Heimkehr“ zu Gott ist jedenfalls für August Winnig sein Leben gewesen und „die Hand Gottes“ spürt er allenthalben darin wie in allen Dingen der Welt. „Denn ohne Rückkehr zu Gott gibt es keinen Ausweg . . . Die Katastrophe unserer Zeit ist die Katastrophe des gottabwendigen Menschen . . . . . Wenn sie sich dieser Einsicht beugt — man meint Wiechert reden zu hören — kann ihr ein neuer Anfang geschenkt sein. Um dessen sicher zu sein, brauchen wir uns nur vorzustellen, wie sich diese Welt verwandeln würde, wenn wir alle Christen, wahre Christen der tätigen Liebe im Sinne 1. Korinther 13 wären. Denken wir nur darüber nach, wie sich diese Welt verwandeln würde.“ Das klingt ganz verwandt mit einem höchst radikalen, an die Zweit- und Drittrangigen gerichteten Zeitschriftenwort unserer Tage: „Wenn die Kräfte, mit denen heute so viele Menschen gute Gedichte machen, statt dessen caritativ eingesetzt würden, so stünde es besser um unser Volk.“ Wir müssen freilich hinzufügen: Wenn sich dieses Volk seiner wirklichen Dichter und deren materieller Not mehr annehmen würde, so könnten sie ihm die lebensnotwendigen guten Gedichte besser schenken. Denn wer wollte das Geleit guter Dichter je missen!

Ist es nicht ein eigen Ding, wenn man sich unterfangen hat, den Dichtern Glückwünsche auszusprechen und wenn man dabei erfährt, daß gar nicht sie, sondern wir selber durch den bloßen Umgang mit ihnen die Beschenkten geworden sind? So wie es Hans Grimm erging, als er mitten im Stappendreck des ersten Weltkrieges in Vaulx-Braucourt mit Hermann Claudius zusammentraf und ihn durch seine plattdeutschen Gedichte die einfachen Muskoten verzaubern sah. „Ich habe nie einen Menschen Gedichte besser vortragen, nein besser vorleben gesehen und gehört“, berichtet Grimm aus dem Jahre 1917. Und heute schreibt uns der siebzigjährige Claudius: „Ich las des öfteren in dieser Zeit. Am schönsten war es gestern in Bleckede an der Elbe nahe der „russischen Grenze“. Da saß ich vor Schulkindern zwischen 13 und 15 Jahren und sprach Verse und Geschichten aus dem Gedächtnis frei. Wie leuchteten die Augen!“

Dies mag man Genie oder Charisma heißen, es ist ein Teil der Begnadung, die allem Dichtersein beschert ist. Und diese Gnade der Wortbeseelung ist das Gemeinsame bei allen, von und zu denen wir sprachen. Wir ließen sie wie zu einem Symposion des guten Wortes

zusammentreten, so wie sie die Zeit und der Zufall des Geburtstags zusammengeführt haben. Nicht literarkritische Bemerkungen wollten wir machen, noch Dichterkategorien aufstellen, sondern schlichtweg unseren Geburtstagsstrauß abliefern.

Wenn wir den Dichtern unsere guten Wünsche darbringen, so ist das freilich so, als ob wir unsere kleine Gabe in den Opferstock einer Kathedrale legten. Es ist gar nicht blasphemisch, sondern in tieferem Bezuge richtig, wenn man von einer Dichtergemeinde spricht. In sie sind wir mit unseren Worten bescheiden eingetreten und stehen verstummend, lauschend in einem Raum mit ihnen. Uns allen erklingt dann trostvoll, was Hermann Claudius noch eben in seinen siebenmal sieben deutschen Gedichten gesungen hat:

„Daß wieder Morgen werde  
nach langer Seelenacht,  
hat Gott uns diese Erde  
so bitterarm gemacht.  
So laßt uns Demut haben  
und nicht Gerechtigkeit.  
Wir sind nur alle Knaben  
Vor Gottes Mächtigkeit.  
Wir wollen all uns neigen  
wie Hirten auf dem Feld.  
So wird der Herr uns zeigen,  
wozu Er uns bestellt.“

Dr. E. Saußel.

## Lesefrucht.

(Aus „Neubau“, April 1948).

Friso Melzer, Karl Heims Lebenswerk. — Was es mir geistig bedeutet.

Als Karl Heim am 20. Januar 1944 seinen 70. Geburtstag feierte, hatte ich keine Möglichkeit, ihm öffentlich ein Wort dankbarer Verbundenheit zu sagen. Hier hole ich das Versäumte nach, zu der Zeit, da er nun schon im 75. Lebensjahre steht.

Wenn wir Christen auf das Lebenswerk eines unserer Lehrer blicken, und wenn wir das mit Loben und Danken tun können, so geht unser Loben und Danken über den Menschen hinaus, der uns entscheidenden Dienst getan. Unser Blick vereint sich mit dem seinen zum Ausblick der Anbetung des Einen, durch dessen Gnade wir sind, was wir sind. Aber indem wir nun doch auch wieder auf einen seiner Diener hinweisen, meinen wir, damit gerade der leichtlebigen Gegenwart einen bestimmten Dienst zu erweisen, indem wir dergestalt zur Ehrfurcht mahnen.

Wohl keinem der großen Theologen hat es ferner gelegen als Karl Heim, seine Person in den Vordergrund zu stellen. Nicht einmal Schule machen wollte er. Wo hätte er sich jemals darum bemüht, seinen Schülern akademische Lehrstühle zu verschaffen? Wir